



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Cartellieri, Otto: Wie das Deutsche Reich die Niederlande verlor

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Wie das Deutsche Reich die Niederlande verlor

Von Otto Cartellieri



Die geographische Lage bedingt das Schicksal der Niederlande in der Geschichte. Zwischen Frankreich und Deutschland, gegenüber von England gelegen, haben die Niederlande es dauernd mit den drei Mächten zu tun, sie sind der Zankapfel dieser Reiche. England, von jeher wirtschaftlich stark beteiligt, trat mit politischen Ansprüchen erst später auf. Deutschland und Frankreich hingegen rangen um die Niederlande, sobald das Karolingerreich zerfiel.

Das Zwischenreich, das der Vertrag von Verdun im Jahre 843 zwischen Ost- und Westfranzien schuf, dieser lange Streifen von der Nordsee bis an das Mittelmeer, von der Schelde im Westen bis östlich an den Rhein, hatte keine Lebenskraft, da es der geographischen Grenzen entbehrte. Als der Herr des nördlichen Teiles, König Lothar der Zweite, dem das Gebiet später den Namen entlieh, im Jahre 869 starb, stürzten sich sofort auf die lockende Beute König Ludwig der Deutsche und der westfränkische Bruder, Karl der Kahle: Lotharingen wurde geteilt (im Jahre 870). Doch bereits nach zehn Jahren warf der Vertrag von Ribemont den von Meersen wieder um. Ganz Lotharingen kam jetzt an Ostfranzien. Indem bereits der Vertrag von Verdun ohne Rücksicht auf Sprache und Nationalität die Schelde als Grenze genommen und von Gent ab diese nordwärts weitergezogen hatte, gehörte außer dem romanischen Artois (Artois) der größte Teil des vorwiegend germanischen Flanderns*) zu Westfranzien; gehörten zu Ostfranzien: das östliche Flandern**) — die Vier Ambachten (les Quatre Métiers), das Waesland, die Herrschaft Aelst (Alost) —, Seeland, Holland, Friesland, Limburg, Antwerpen; aber außer diesen germanischen Gebieten auch romanische wie der Hennegau, Namur (Namen) und Lüttich, gemischte wie Brabant und Luxemburg.

Jahrhunderte lang, bis in die Zeit der Renaissance, blieben die Bestimmungen des Vertrages von Verdun und der darauffolgenden Teilungspläne in Kraft. Wie kam es, daß Deutschland seine Nordwestmark verlor? Wie kam es, daß die Niederlande sich wie von Deutschland so von Frankreich

*) Die „Grafschaft“ Flandern.

**) Reichsflandern, die „Herrschaft“ Flandern.

lösen konnten und aller trennenden Bande frei und ledig sich zu einem selbständigen Staatswesen vereinigten?

Wenn wir in der Vergangenheit Einkehr halten und nach den entscheidenden Ereignissen suchen, tritt uns zunächst ein französisch-englisches Problem entgegen, der Streit um Flandern zwischen Frankreich und England. Deutschland kommt erst später hinzu, ebenso wie die flandrische Frage sich erst allmählich zur niederländischen auswächst.

In den Ausgang des vierzehnten Jahrhunderts müssen wir uns versetzen, in jene Zeit, da der hundertjährige Krieg ganz Europa erschütterte, da England versuchte, sich auf dem Festlande einzurichten. Hatte früher einmal König Philipp der Zweite von Frankreich, den bereits seine Zeitgenossen „Augustus“, „Mehrere des Reiches“, genannt haben, daran gedacht, Albion unter das Lilienbanner zu bringen, jetzt legte der Leopard auf die reichen französischen Gefilde seine Pranken. In den beiden furchtbaren Schlachten von Créci und Poitiers ward die veraltete Taktik der französischen Ritterheere durch die genial verwerteten englischen Bogenschützen über den Haufen geworfen. Nach dem Frieden von Brétigni-Calais im Jahre 1360 besaß König Eduard der Dritte wohl ein Viertel des heutigen Frankreichs, den ganzen Südwesten und im Norden Calais, den wichtigsten Stützpunkt, den England über zweihundert Jahre behauptet hat. Immer noch nicht zufrieden, spähte der hoch bedeutende Plantagenët raslos nach einer günstigen Gelegenheit aus, die Herrschaft in Frankreich weiter auszudehnen. Bald genug bot sie sich dar.

Margarethe von Flandern, damals die reichste Erbin von Europa, die auch Anwartschaft auf Artois und die Freigrafschaft Burgund (Franche-Comté), auf Kethel und Nevers mitbrachte, wurde im Jahre 1361 Witwe und hatte keine Leibeserben. Der Glückliche, der ihre Hand gewann, wurde mit einem Schläge einer der begüterten und mächtigsten Fürsten in Europa, Vasall zugleich der französischen und der deutschen Krone, Nachbar des englischen Königs.

Sofort erschien König Eduard auf dem Plan: es galt „Englands Contrescarpe“ in Besitz zu nehmen. Im Einverständnis mit den Flandernern und ihrem berühmten Volksführer, Jakob van Artevelde, hatte er ja den Angriffskrieg begonnen, auf dem Freitagsmarkt in Gent einst Titel und Wappen des Königs von Frankreich angenommen und sich als legitimen Nachfolger des Heiligen Ludwig huldigen lassen; an der flandrischen Küste, in der Bucht des Zwin, errang die englische Flotte den ersten Sieg. Jetzt versuchte er selbst in Flandern Fuß zu fassen und bewarb sich für einen jüngeren Sohn um die Hand der Erbin. Die Aussichten waren nicht ungünstig. Denn die ausschlaggebenden Städte, Gent, Brügge, Ypern betrieben die Verbindung, da sie mit ihrer Tuchfabrikation auf die englische Wolle angewiesen waren. Wie die Ungnade des englischen Königs ihren Handel auf Jahre lahmlegen, ja völlig vernichten konnte, so mußte doch die Gnadensonne des Herrschers, der ihnen allgewaltig und unermesslich reich erschien, eine herrliche Blüte in Flandern

zeitigen. Allerdings erfreuten sich die „Schwänzchen“*) auch in Flandern keiner besonderen Beliebtheit. Aber persönliche Sympathien und Antipathien hatten zu schweigen. Den Ausschlag gab bloß eine rücksichtslose Wahrnehmung der eigenen Interessen, über die sogar die Engländer haß erstaunten. So kam der Ehevertrag schließlich zustande.

Eine englische Sekundogenitur im nordöstlichen Frankreich! Was für eine unheilswangere Wolke zog sich über der Monarchie der Kapetinger zusammen! Auf keinen Fall durften die Engländer nach Flandern, wollte nicht Frankreich den Atem ganz verlieren! Alle Künste der Diplomatie wandte König Karl der Fünfte an und setzte es mit Hilfe des Frankreich ergebenen Papstes von Avignon durch, daß der englische Kandidat aus dem Felde geschlagen wurde und ein Lilienprinz, sein eigener jüngerer Bruder, Herzog Philipp von Burgund (Bourgogne), Gemahl der Erbtöchter und damit zukünftiger Herr von Flandern und der anderen Gebiete wurde.

König Karl der Fünfte tat, was im Augenblick das Gegebene war. Er konnte nicht ahnen, in welche Drangsal die Herzöge Grafen auch Frankreich einmal bringen würden. Im Gegensatz zu manchen seiner Vorgänger, zu Philipp dem Schönen und anderen, bemühte er sich, darin ähnlich Ludwig dem Heiligen, die flandrische Frage auf friedlichem Wege zu lösen. An dem Prinzen von Gebliit lag es, Flandern völlig zu Frankreich hinüber zu ziehen, alle englischen Neigungen zu unterdrücken.

Als im Jahre 1369 die Hochzeitsglocken zu Ehren von Philipp und Margarethe in Gent erschollen, prangte Flandern in schönster Blüte. Durch eisernen Fleiß bezwangen die Einwohner die spröde Natur des Landes. Sie entrißen dem Meere die Polder und schützten sie durch die festen Dämme, die schon Dantes Hölle verherrlicht. Sie veränderten den Lauf der Flüsse, vertieften und erweiterten ihr Bett und verwandelten die Heide in fruchtbaren Acker, in fette Wiesen und Weiden.

Aus der reichen Zahl der Städte ragten Gent, Brügge, Ypern, „de drie leden van Vlanderen“ (Les trois membres de Flandre) hervor. Sie sehen sich dank ihrer Stärke und Macht als Vertretung des ganzen Landes an. Sie verhandeln — ohne irgendwie dazu berechtigt zu sein —, im Namen aller mit dem Grafen, ja auch über seinen Kopf hinweg mit dessen Lehnherrn und mit dem König von England. Der gesetzmäßigen Gewalt stellten sie die tatsächliche entgegen. Sie sind ständig in Kampfesstellung, bald offen, bald heimlich. Der Graf hätte auf die Dauer sich nicht behaupten können, wenn nicht kleinliche Eifersucht und die Verschiedenheit einzelner Interessen häufig die drei Lede zur Uneinigkeit geführt hätten.

*) Der im Mittelalter weit verbreitete Spottname „Caudati“ (worauf das französische *couard*, das englische *coward* zurückgeht) wird in einer Legende so erklärt, daß zur Strafe für die Verspottung eines Heiligen in einem englischen Dorf dessen Einwohner fortan mit einem Schwänzchen zur Welt kamen.

Gent war damals politisch die maßgebende Stadt in Flandern, Brügge der Markt und der Umschlagplatz für die gesamte Handelswelt. In den zahlreichen bequemen Liegeplätzen des Zwin, der noch nicht verlandet war, gingen die Karacken der Genuesen und die Galeeren der Venetianer und Florentiner, die Roggen aus Hamburg, Lübeck und Danzig, die Büsen der Heringsfänger vor Anker. In kluger Beschränkung verzichteten die Bürger früh auf eigene Schifffahrt und nahmen auch an dem Großhandel nur geringen Anteil, um sich als Zwischenhändler, namentlich als Makler, dann auch als Wechselr und Wirte, als Schauer und Träger ihren Gästen zu widmen. Die Fremden, die aus allen Himmelsgegenden stammten, besaßen ihre eigenen stattlichen Häuser und „Logen“, die ganze Straßenreihen einnahmen. Im Karmeliterkloster hielt das Kontor der Hanse seine Sitzungen ab und wahrte mit Nachdruck die Interessen des deutschen Kaufmanns. Alles Wünschbare ward in Brügge feilgeboten: Spezereien und Luxuswaren des Orients neben den Waldernzeugnissen der nordischen Reiche, englische Wolle und Kohle neben den Edelmetallen Böhmens und Ungarns, russische Felle, Segeltuch aus Navarra neben Goldbrokat aus der Tartarei und köstlicher Seide; Zucker aus Marokko neben Früchten, die in Granada und Andalusien gereift waren; feurige Weine aus Cypern und Burgund lagerten neben den milden Gewächsen des Rheingaus und des Poitou.

Keines der geräumigen fremden Fahrzeuge kehrte in die Heimat zurück, ohne von den berühmten flandrischen Tuchen mitzunehmen, die allenthalben ihrer unübertroffenen Güte wegen reißend Absatz fanden. Bei recht ungünstigen Verhältnissen zählte man einmal in Gent noch über 2000 Webstühle, die in Tätigkeit waren. Bis 92000 Bleisiegel brauchte man jährlich in Ypern zur behördlichen Kontrolle der Stoffe. Mit verschwenderischer Pracht, wie sie der gotische Stil nur entfalten kann, erbauten die Yperner auf dem Grooten Markt ihre Tuchhalle. Die drohenden Zinnen über dem reichen Schmuckwerk führen eine deutliche Sprache.

Farbenreich und vielgestaltig entwickelte sich das Bürgertum in solchen breiten und wohlhabenden Verhältnissen. Seine guten Eigenschaften werden von den Zeitgenossen hoch erhoben, getadelt aber auch sein unerträglicher Stolz, die nie verstegende Streitsucht. Als das Wahrzeichen städtischer Freiheit prangte der trutzige Belfried; nur allzuhäufig heulten seine Glocken in Aufruhr und Kampf, wenn der Bürger gegen den Landesherrn und den Adel sich erhob. Bei jeder Gelegenheit bemühten sich die Städte, die gräfliche Gewalt zu brechen. Und gelang es ihnen auch nicht, gleichwie ihren deutschen Schwestern, den freien Reichsstädten, Staaten im Staate zu werden, so erfreuten sie sich doch einer Unabhängigkeit, wie sie Frankreich nicht kannte. Unheilvoll für Flandern war nur, daß dem Freiheitsgelüste der Bewohner ihr Egoismus entsprach. Nie herrschte völliger Friede, durch fortwährenden Hader zerfleischt das Land sich selbst. Bald kämpften die Städte gegen den Grafen, bald gegen

das flache Land, das sie nicht aufkommen lassen wollten, bald untereinander, eine große Stadt gegen die andere, die großen gegen die kleinen Städte. Innerhalb der Stadt standen sich Patrizier und Zünfte voller Grimm gegenüber; innerhalb der Zünfte lagen sich die Tucharbeiter und die anderen Handwerker fortwährend in den Haaren, innerhalb der Tucharbeiter wieder Weber und Walker. Harte und wilde Gesellen, deren Hand flugs zum Messer greift; stets zu Aufruhr geneigt. Das wüste Prügeln und Raufen, das zum täglichen Essen und Trinken gehörte, veranlaßte heimische Gelehrte des sechszehnten Jahrhunderts, den Namen Belgien von „Balgen“ abzuleiten.

Der neue Herr lernte seine Untertanen von ihrer schlechten Seite kennen. Als Herzog Philipp im Jahre 1384, fünfzehn Jahre nach seiner Vermählung mit der Gräfin Margarethe, zur Regierung berufen wurde, tobte in Flandern seit Jahren ein gräßlicher Bürgerkrieg. Es schien, als ob das Schicksal den französischen Prinzen gleich auf die Probe stellen wollte, ob er auch den schwierigsten Aufgaben gewachsen sei. Philipp bestand die Probe. Mit Zug und Recht kann man ihn als den Gründer des burgundischen Staates preisen.

Mit den Waffen in der Hand mußte sich Philipp den Gehorsam in Flandern erzwingen. Sobald es aber ging, steckte er das Schwert in die Scheide und wandte sich der Friedensarbeit zu. Die Grafschaft war furchtbar verwüstet; weit und breit waren die Polder durch den Durchstich der Dämme vom Meer überflutet; Wölfe hausten auf den Feldern. Da hieß es baldmöglichst Ordnung und Ruhe wieder herstellen, den Parteihader dämpfen. Philipps in Burgund erprobte Beamtenerschaft bewährte sich auch hier vortrefflich. Auf jede Weise wurden Landwirtschaft, Handel und Industrie gefördert. Neue Verordnungen für die Tucharbeiter wurden erlassen, neue Privilegien suchten den gemeinen Kaufmann, namentlich den Hansen, wieder in das Land zu ziehen.

Von besonderer Wichtigkeit waren die Veränderungen auf dem Gebiete der Verfassung. Philipp rief die „Ratskammer“ in das Leben, die für die Rechtsprechung sowie für die allgemeine und Finanz-Verwaltung sorgte. Sie war nach den aus Frankreich entnommenen Prinzipien der Kollegialität und des Berufsbeamtentums, der Ständigkeit und der Arbeitsteilung gebildet und erstreckte ihre Zuständigkeit nicht nur über die Grafschaft Flandern, sondern auch über Flandern und Artois, Mecheln und Antwerpen. Damit waren die Anfänge einer vorzüglichen, auf die Zentralisation hinielenden Verwaltung getroffen.

Bei der Durchführung aller dieser Maßregeln trachtete Philipp mit den drei anspruchsvollen Kommunen Gent, Brügge und Opern in Frieden auszukommen. Er kam ihnen entgegen, wenn die Lage es erforderte. Gleichzeitig spielte er aber gegen ihre absolutistischen Herrschaftsgelüste den Freiheitsdrang der kleinen Städte und der Bauern, die Wünsche des beiseite geschobenen Adels aus. Es war nur in seinem Sinn, wenn neben „die drie lede van

Vlaenderen,“ die allein als starke Säulen das wuchtige Gebäude der Grafschaft tragen wollten, als viertes Glied noch das Land oder Freiamt von Brügge (het Vrye, le Franc de Bruges), hinzutrat, das der grausam engherzigen Bevormundung überdrüssig war.

Die kirchliche Frage, welche damals die Gemüter leidenschaftlich erregte, behandelte Philipp mit weiser Mäßigung. Da seine neue Untertanen zu dem Papste in Rom hielten, übte er „Toleranz“ und ließ sie, wenn auch selbst ein Gefolgsmann des Papstes von Avignon, nach ihrer Art selig werden.

Ebenso heikel wie die Sache des Schisma war die Stellung zu England. Drohte Philipp mit Krieg, was die Flandrer arg verdroß, so geschah es vor allem, um die Plantegenets zum Aufgeben ihres Ränkespiels jenseits des Kanals zu zwingen. Sobald sie die Hände von den Niederlanden ließen, schlug er friedliche Bahnen ein und bemühte sich, einen Handelsvertrag zustande zu bringen.

Die Erwerbung Flanderns, der Ausbau des Besitzes, genügten Philipp nicht. Mit dem ruhigen, sichern Blick des Staatsmannes nahm er auch Erweiterungspläne in Aussicht.

Als der französische Prinz in Flandern einzog, herrschte in den Grafschaften Holland und Seeland, welche in Personalunion mit dem Hennegau standen, ein Zweig des Hauses Wittelsbach. Der Erbe und zukünftige Herrscher sollte mit einer englischen Prinzessin vermählt werden. Doch wiederum störte Philipp das rastlose Spiel der englischen Diplomatie. Kein Plantegenet, Mann oder Frau, sollte ihm in die Niederlande kommen! Sein eigenes Kind, die Tochter Margarethe, vermählte er dem Grafen Wilhelm.*) Gleichzeitig reichte sein ältester Sohn, Graf Johann von Nevers, des Grafen Schwester die Hand (1385).

Mit dieser Doppelheirat wurden bedeutsame Erbansprüche auf die Nachbarlande erworben.

Wie bei seiner eigenen Verbindung eine französische Prinzessin, die Gräfinmutter von Flandern, für den französischen Prinzen gearbeitet hatte, so auch hier. Johanna von Brabant, durch ihre Mutter den Valois nahe verwandt, führte die Annäherung der Häuser Burgund und Wittelsbach herbei.

Wie geschickt verstand es Frankreich allerwärts in den Grenzlanden, in dem alten Regnum Lotharii, Beziehungen anzuknüpfen, dynastische Heiraten zu schließen; Jahresgehälter an die kleinen geldknappen, aber lebenslustigen Fürsten selbst und auch deren vertrauten Räten freigebig zu zahlen; Künstler, Maler und Bildhauer, Sänger und Musiker ausschwärmen zu lassen als Lockvögel, als Vorbilder feiner, eleganter Art und Sitte; diplomatisch einzugreifen, nötigenfalls auch Waffengewalt zur Verfügung zu stellen. Dreimal zog König Karl VI. für den Oheim, für Philipp den Kühnen, nach Flandern!

*) Wilhelm VI. als Graf von Holland und Seeland, Wilhelm IV. als Graf von Hennegau 1404–1417.

Johanna von Brabant begnügte sich nicht mit der einmaligen Unterstützung des Grafen-Herzogs. Die alternde Fürstin, die ihrerseits den tapferen Kämpfen gegen die heranrückenden Nachbarn nötig hatte, bestimmte die Herzogtümer Brabant und Limburg zu einer burgundischen Sekundogenitur und erhob Philipps zweiten Sohn Anton zu ihrem Erben. Die Stände gingen zunächst nur zögernd darauf ein. Aber die Hoffnung, bei dieser Gelegenheit Gebiet zu gewinnen, die Aussicht, den jüngeren Sprossen des aufblühenden Geschlechts als selbständigen Herrn zu erhalten, der womöglich mit französischer Hilfe lästiges Eingreifen des deutschen Lehnherrn zurückweisen konnte, ließen schließlich jeden Widerstand verstummen.

Damit tritt die flandrische Frage in eine neue Phase ein. Sie erweitert sich, sie wird zur flandrisch-brabantischen Frage. Zugleich ändert sie ihr Wesen. Das französisch-englische Problem wird zu einem französisch-englisch-deutschen Problem. Philipp der Kühne, der hier als Frankreichs Vertreter auftritt, muß nicht mehr allein mit England, sondern auch noch mit Deutschland rechnen.

Philipp wurde allerdings nicht erst durch die Brabanter Sache in die deutsche Interessensphäre eingeführt. Er war bereits als Herr von Reichsflandern und der Freigravität deutscher Lehnsmann. Er hatte sich aber, wie es scheint, um Deutschland gar nicht gekümmert und sich nicht zu kümmern brauchen. Die Gleichgültigkeit des deutschen Machthabers forderte zu neuen Unternehmungen auf, zur Gewinnung der rechtsrheinischen Gebiete mit ihrer blühenden Industrie und Landwirtschaft, mit ihren reichen Gruben und Lagern, mit der großen Viehzucht, mit den prächtigen Wäldern von Soignies. Brabant und Limburg führten schon des Längeren ein politisches Sonderdasein; es gehörte gar kein unerhört kühnes Wünschen dazu, sich diese Stiefkinder des Deutschen Reiches anzueignen. Sache des deutschen Königs war es, die deutschen Rechte wahrzunehmen. Tat er es nicht, warum sollte der französische Prinz ihr Hüter sein?

Welch ein Glück für den machtvoll aufwärts strebenden Grafen-Herzog, daß damals König Wenzel regierte! Schon im Anfang seiner Regierung hatte er es nicht vermocht, die Autorität des Königs zur Geltung zu bringen; später verfiel er mehr und mehr in unwürdige Schwäche und Untätigkeit.

Was charakterisiert den Luxemburger besser als seine Unfähigkeit, mit starker Hand in die Kämpfe des Schisma, in den schwachvollen Streit der Päpste von Rom und Avignon einzugreifen? Sicherlich, die Zeiten waren vorbei, da ein gehorsamgebietendes Imperium auch Rom sein Gesetz auferlegte; die Zeiten eines Karls des Großen und Ottos des Großen, eines Heinrichs III. und Friedrichs Barbarossa waren für immer dahin! Aber trotzdem hätte der deutsche König in der europäischen Politik ein gewichtiges Wort mitzusprechen vermocht, der Kirche Ruhe und Frieden schenken können, wenn nur ein Mann die Krone getragen hätte, wie ihn die Stunde erheischte.

Eins Kaisers dez hab wir zu klain,
Eins pabst zu viel auf erden.

Klagt ein Dichter jener Tage, Peter Suchenwirt. Und an einer anderen Stelle heißt es:

In Pehem*) maust der adalar,
Hat er icht schier gerechet.**)

Und mit Recht. Wer merkte damals noch etwas von dem kaiserlichen Nar?

Mit Ingrimme beobachtete man in Deutschland diese traurigen Verhältnisse, sah man, wie sich Frankreich in den Vordergrund drängte und nicht nur in Sachen des Schisma, sondern auch in weltlichen Dingen die Leitung für sich beanspruchte. Eine Denkschrift, die damals am Heidelberger Hofe entstand, gibt die Mißstimmung weiter Kreise gut wieder. Der Verfasser versteigt sich sogar zu der Behauptung, daß bei dem Ausbruch der Kirchenspaltung der französische König mit dem Gedanken gespielt habe, sich selbst die Tiara, dem Sohne die Kaiserkrone zu verschaffen.

Mit Groll verfolgte man das dreiste Vorgehen der Franzosen, die sich allerwärts auf Deutschlands Kosten bereicherten, im Norden und im Süden. Mit welchem Rechte wurde in Verdun das Lilienbanner gehißt, mit welchem Rechte an der ligurischen Küste in Genua? Sollten jetzt auch noch Brabant und Limburg den Deutschen verloren gehen? Voller Mißtrauen hörte man, daß König Wenzel in jener Zeit mit Frankreichs König in Reims zusammentraf (1398).

Ein seltsames Bild: ein Trunkenbold und ein Geisteskranker begegneten sich. Die Franzosen wahrten die Form. Vorsichtig waren Tage ausgesucht, an denen König Karl der Sechste keine Anfälle zu befürchten hatte. Aber die Deutschen? König Wenzel hatte auf den Bechgelagen den köstlichen französischen Weinen so kräftig zugesprochen, daß er „vollen Bauches“ schlief und zum Entsetzen der Franzosen nicht geweckt werden konnte, als die Besprechung der Könige stattfinden sollte. Sie wurde an einem anderen Tage, nach einem Festmahl von vierzig Gängen nachgeholt.

Wie deutlich wurde damals in Reims der Unterschied der staatlichen Verhältnisse in Deutschland und Frankreich! In Deutschland der immer zunehmende Verfall des Königtums, das vor der rücksichtslos sich ausbildenden Territorialherrschaft stets weiter zurückgedrängt wird. In Frankreich trotz des Krieges mit England auf Leben oder Tod, trotz der nie ganz aufhörenden inneren Unruhen die immer steigende Kraft der Monarchie. Führt auch der König nicht selbst das Steuer, so fährt doch die Regierungsmaschine unverwandt auf das Ziel los, das seit den Tagen Eugens von Saint-Denis den französischen Staatsmännern vor Augen schwebt. In jenen Tagen, da ein Wahnsinniger

*) Böhmen.

***) Wohl gleich verreckt.

auf dem Königsthron sitzt, wagt Frankreich, was sich ein Imperator nie zugeτραut hat. Als es seinem Papste in Avignon den Gehorsam auftragt, fühlt es sich stark genug, ohne Papst auszukommen und seine Kirche selbst zu regieren. —

Wahrlich, von König Wenzel von Deutschland drohte Philipps weitaussehenden Plänen keine Gefahr. Die Lage veränderte sich auch nicht, als der Luxemburger abgesetzt und Ruprecht von der Pfalz auf den Königsthron erhoben wurde. Wohl mußte Ruprecht ausdrücklich den Kurfürsten geloben, Brabant und Limburg nach dem Tode der Herzogin Johanna wieder an das Reich zu bringen. Doch durch eine seltsame Verkettung der Umstände wurde der „Räuber“ jener blühenden Landschaften sein eigener Parteigänger. Denn da Wenzel, der auf die Krone nicht verzichten wollte, von Philipps hartnäckigstem Widersacher in Frankreich, dem Herzog Ludwig von Orleans, Beistand erhielt, mußte sich Ruprecht, der auf Frankreich Rücksicht zu nehmen hatte, auf den Burgunder stützen, dem überdies die Königin Isabeau, die Wittelsbacherin Elisabeth, wohlgesinnt war. So konnten Liebhaber historischer Kuriositäten schon damals beobachten, daß in dem deutschen Thronstreit Herzog Philipp für denjenigen Bewerber eintrat, der ihm Brabant und Limburg zu entreißen verpflichtet war.

Am 27. April 1404 starb der Begründer des burgundischen Staates.

Stattlich, ungebeugt vom Alter, erscheint Philipp in dem prächtigen Steinbild, das Claus Sluter an das Kirchenportal der Kartause von Champmol*) setzte. Gleitet der reiche hermelingeschmückte Mantel von den breiten und kräftigen Schultern herab, so glaubt man einen wohlhabenden Kaufherrn vor sich zu sehen, der mit dem feinen Lächeln der Befriedigung auf die gelungenen Unternehmungen zurückschaut. Hervorragendes hatte Philipp geleistet, er hinterließ Besitzungen „im Werte eines Königreiches“. In dem starken Vorgefühl der künftigen Größe seines Hauses strebte er rastlos danach, sich in den Niederlanden einen lebensfähigen Staat zu gründen. Durch seine Gemahlin Herr von Flandern geworden, trat er den Wittelsbachern trotzig zur Seite und verdrängte die Luxemburger aus Brabant und Limburg. Dabei hatte er Frankreich stets hinter sich, glaubte er seinerseits nicht nur für sich, sondern auch für das Haus, dem er entstammte, zu arbeiten. Und doch bestand ein Widerstreit zwischen dem ersten Pair Frankreichs und dem Grafen von Flandern. Als Herzog von Burgund konnte sich Philipp ganz mit Frankreich verwachsen fühlen, nicht aber als Graf von Flandern. Denn der Nutzen der Grafschaft fiel keineswegs überall mit dem der Krone zusammen. Ebenjowenig wie sich Reichsflandern um den deutschen Lehnsherrn kümmerte, wollte das von Frankreich zu Lehen gehende Flandern häufig auf die Kapetinger, auf die Valois Rücksicht nehmen. Was ging die Flandrer der Streit der Valois und der Plantagenets an? Sie

*) Bei Dijon.

hatten die englische Wolle unbedingt nötig, sonst lag ihre Tuchfabrikation darnieder. Sie hatten die französischen Lebensmittel — ebenso wie die deutschen — nötig, sonst litten sie Hunger; denn das Land konnte sich nicht selbst ernähren. Daher war bei einem französisch-englischen Krieg das Ziel ihrer Politik: völlige Neutralität.

Neutralität, Selbständigkeit nach allen Seiten hin war die Grundbedingung für eine glückliche Weiterentwicklung des Landes. Das französische Geschlecht, das in Flandern eingezogen war, mußte Stellung nehmen. Würde es Flandern zwingen, der französischen Politik zu folgen? Würde die Dynastie die Politik der flandrischen Kommunen zu der ihren machen?

(Fortsetzung folgt.)



Das Bildungswesen der Bulgaren im nationalpolitischen Existenzkampf

Von Dr. Alfred Mann



aß in diesem Weltkriege Kulturen aufeinanderprallen, daß in ihm vor allem auch die Bildung der beteiligten Völker ausschlaggebend in die Waagschale fällt, kann kein Einsichtiger leugnen. Wendet sich schon deswegen dem Bildungswesen Bulgariens eine erhöhte Aufmerksamkeit in dem Augenblick zu, in dem dieser Staat in das Völkerringen tatkräftig eingreift, so verdient es noch aus einem anderen Grunde unsere Beachtung. Kaum nämlich dürfte es ein zweites Volk geben, dessen Bildungswesen seit alters mit der nationalpolitischen Entwicklung so verquickt ist, wie das der Bulgaren, die schon immer gerade auf dem Wege der Bildung, und insbesondere einer Schulbildung, zu politischer und kultureller Emanzipation vorzudringen suchten.

Kulturwillen und Kulturkraft müssen die Bulgaren schon mitgebracht haben, als sie im siebenten Jahrhundert nach Besiegung der südlich von der Donau sitzenden schwächlichen Slavenstämme ein neues Slavenreich errichteten. Denn bald machten sie sich die Kultur ihrer byzantinischen Feinde zu eigen, ebenso wie die des (864 angenommenen) Christentums, doch so, daß sie die Elemente der anderen Kulturen nicht lange als fremde Bestandteile in ihrer Bildung duldeten, sondern bald mit bewunderungswürdiger Fähigkeit daran gingen, sie mit der eigenen Kultur organisch zu verschmelzen.